

An-/Ästhetik in der Agglomeration: Eine Ethnographie der Planungspraxis in Schlieren bei Zürich¹

Rohit Jain

„Sagen wir es offen: Die Schweiz ist mehrheitlich nicht schön: Denn sie ist zum grossen Teil weder vibrierende Grossstadt noch beruhigende Natur, sondern Agglomeration“

(David Signer)

Mit seiner Intervention „Zwischenstadt“ (1997) entfachte Thomas Sieverts im deutschsprachigen Raum eine Debatte über die Erforschung, Planung und Gestaltung von Agglomerationsräumen, diesen Räumen „verstädterter Landschaft oder verlandschafteter Stadt“, die sich weltweit zwischen ehemaligen Kernstädten und deren Umland ausbreiten (Sieverts 1997:7). Auch in der Schweiz wurde die Agglomerationsdebatte in der Raumplanung, im Städtebau, in der Politik und in der Öffentlichkeit intensiv geführt.² Mit der Agglomeration wurde seither ein neues Handlungsfeld etabliert, das spezifische Anforderungen an die städtebauliche und raumplanerische Imagination, Gestaltung und Planung stellte (Oswald/Bacini 1998, Campi et al. 2001, Koch et al. 2004, Angélil et al. 2005, Diener et al. 2005, Lampugnani et al. 2007, Architektengruppe Krokodil 2012). Gegenwärtige Interpretationen einer Limmattalstadt als zwischenstädtisches Netz kleinräumiger und vielfältiger Lebens- Kultur- und Wirtschaftsräume (Koch et al. 2004) oder wie der Entwurf einer Glattalstadt als dichte Stadtregion mitten in der Agglomeration (Architektengruppe Krokodil 2012) zeugen von den vielfältigen Strategien in diesem lebendigen und zukunfts-offenen Forschungs- und Praxisfeld.

Trotz der grossen Wirkung von Sieverts auf die Agglomerationsdebatte wurden diese *ästhetischen Konstruktionsprozesse der Agglomeration* kaum untersucht, die jedoch im Kern seiner Kritik standen (Hauser/Kamleithner 2006). Denn Sieverts' Argument betraf in Anlehnung an den Philosophen Wolfgang Iser insbesondere die Diagnose einer „Anästhetik“ der Zwischenstadt (Iser 2003). Damit sprach er nicht ein ästhetisches Urteil über die Agglomerationsräume im Sinne des Mangels an Schönem oder Erhabenem aus. Die Intervention muss stattdessen als epistemologische und ästhetische Kritik an einer alltäglichen, politischen, architektonischen und planerischen Sichtweise auf die

¹ Ich danke Bea Glaser, Sabine von Fischer, Philippe Koch und Meret Wandeler für ihre hilfreichen und sorgfältigen Feedbacks. Der Artikel wurde bei *disp – the planning review* eingereicht.

² 2001 lancierte der Bundesrat eine Agglomerationspolitik und ernannte die Tripartite Agglomerationskonferenz von Bund, Kantonen, Städten und Gemeinden. Die Erforschung der Steuerung und Gestaltung der Agglomerationsräume war mitunter Gegenstand des NFP 54 „Nachhaltige Siedlungs- und Infrastrukturentwicklung“ und werden im NFP 65 „Urbane Qualitäten“ vertieft. Im Kontext breiter politischer und professioneller Debatten wurde schliesslich 2013 die Revision des Raumplanungsgesetzes angenommen.

Agglomeration gelesen werden: Die vorherrschende planerische und städtebauliche Orientierung an der urbanen Kernstadt, resp. an einem ländlichen Dorfidyll produziere eine "Empfindungslosigkeit" gegenüber den spezifischen Qualitäten der Zwischenstadt. Falsche ästhetische Annahmen in den planerischen und städtebaulichen Methoden und Strategien führen schliesslich zu inadäquaten räumlichen Lösungen. Erst Re-Organisation der vorherrschenden Sichtweise erlaube, so Sieverts, die Wahrnehmung und erfolgreiche Qualifizierung der Zwischenstadt: „Die beharrliche, kleinteilige und erst über längere Zeiträume wirksame Arbeit an der Realität der Zwischenstadt bedarf deswegen der Verstärkung durch die Arbeit an Vorstellungsbildern [...] Die ständige Arbeit am Bild der Zwischenstadt im Alltag der Planungsschritte ist deswegen eine wichtige, unverzichtbare Aufgabe“ (Sieverts 1997:96f.)

In diesem Beitrag soll am Fallbeispiel von Schlieren im Zürcher Limmattal empirisch dargestellt werden, wie in konkreten Planungsprozessen die ästhetische Imagination und Gestaltung der Agglomeration ausgehandelt werden. Im Sinne von *aisthesis* wird unter ästhetischen Konstruktionsprozessen die Aushandlung dessen verstanden, „was eine Gesellschaft zu einer bestimmten Zeit wahrzunehmen bereit ist und als Gegenstand anerkannter Wahrnehmung auch thematisiert (Hauser/Kamleithner 2006:13). Die an-/ästhetische Eigenschaften von Räumen sind demnach nicht gegeben, sondern werden durch gesellschaftlich anerkannte Konventionen, Methoden und Prozesse hergestellt und ausgehandelt. Wie Räume wahrgenommen werden, verweist stets auf diskursive und technologische Regeln der Herstellung von anerkannten und nicht anerkannten Bildern. Den folgenden Überlegungen liegt deshalb die Annahme zugrunde, dass sich die professionelle Praxis von PlanerInnen durch – oft implizite – Wahrnehmungsmuster konstituiert, die in wissenschaftliche und politische Agglomerationsdiskurse sowie in professionelle Habitusformationen eingeschrieben sind. In der Planungspraxis wird also stets *implizit oder explizit* auch eine spezifische An-/Ästhetik der Agglomeration konstruiert und ausgehandelt.

Folgende Fragestellungen stehen im Zentrum der hier dargestellten Überlegungen: *Welche ästhetischen Narrative und Perspektiven werden in der Planungspraxis verwendet? Wie können diese ästhetischen Konstruktionsprozesse der wissenschaftlichen und professionellen Reflexion, Diskussion und Re-Artikulation zugänglich gemacht werden? Und welche Einsichten bietet eine ästhetische Evaluation der eingesetzten Planungsstrategien?*

Zur Beantwortung dieser Fragestellungen am Fallbeispiel Schlieren beziehe ich mich auf eine Analyse professioneller und medialer Agglomerationsdiskurse, auf Interviews mit beteiligten PlanerInnen und städtischen Akteuren, auf eine Inhaltsanalyse des aktuellen Stadtentwicklungskonzeptes (STEK) sowie auf eine ethnographische Beobachtung der Planungsevaluation in dafür konzipierten

ästhetischen Workshops.³ In einem ersten Kapitel erläutere ich aus einer historischen Perspektive kurz die politische und professionelle Problematisierung der Agglomeration in der Schweiz und in Schlieren. In einem zweiten Kapitel zeige ich die daraus hervorgehenden planerischen Strategien im Stadtentwicklungskonzept von Schlieren auf. In einem dritten Teil wird eine ethnographische Analyse von künstlerischen Workshops präsentiert, in denen Angehörige der Stadtbehörden und PlanerInnen die Veränderungen des ästhetischen Raumes Schlierens seit 2005 sowie die verwendeten Planungsstrategien reflektierten und evaluierten. Daraus ergibt sich daraus ein vielfältige und dichte Beschreibung der an-/ästhetischen Konstruktion Schlierens und eine kritische Würdigung der verwendeten Planungsstrategien.

1. An-/Ästhetik und Problematisierung der Agglomeration in Schlieren

Aus einer diskursanalytischen Perspektive verstehe ich unter Agglomeration ein Produkt räumlicher Imaginationen, Praktiken und Strukturen, die durch wissenschaftliche, politische, ökonomische und professionelle Diskurse hervorgebracht und reguliert werden. Gemäss Michel Foucault sind staatliche und wissenschaftliche Diskurse der Moderne stets durch spezifische Problematisierungen strukturiert, die durch bestimmte legitime Wissensformen, Disziplinen, Experten und Technologien konstruiert und verwaltet werden (Foucault 1984). Demnach sollen die Agglomerationsräume als Gegenstand einer Problematisierung analysiert werden, der durch städtebauliche und raumplanerische Expertisen und Methoden bearbeitet wird. Wie ich im Folgenden zeigen möchte, waren die Problematisierung der Agglomeration sowie die entsprechende professionellen Expertise von Beginn an verknüpft mit spezifischen an-/ästhetischen Vorstellungen, Narrativen und Praktiken.

1.1. Wider die Zersiedelung: Agglomerationsdiskurse im 20. Jahrhundert

Die ungeordneten Räume am Stadtrand waren in der Schweiz seit dem Beginn des 20. Jahrhunderts Gegenstand und Ursache städtebaulicher und raumplanerischer Sorge und Intervention, auch wenn sie

³ Dieser Beitrag ist aus dem transdisziplinären DFG-/SNF-Forschungsprojekt „Visuelle und auditive Wahrnehmungsdispositive. Zur Erweiterung der Evaluationsmethodik von Stadtentwicklung in der Agglomeration am Beispiel von Schlieren“ hervorgegangen, das an der Zürcher Hochschule der Künste (ZHdK) und an der Universität der Künste Berlin (UdK) angesiedelt war. Ziel des Projektes war es, den Planungsakteuren der Stadt Schlieren und der Metron Raumentwicklung AG die Veränderungen im ästhetischen Raum Schlierens für eine Evaluation der laufenden Stadtentwicklung zugänglich zu machen. Mehr Informationen zum Forschungsprojekt sind auf www.wahrnehmung-agglomeration.ch zu finden. Ich danke dem Forschungsteam der ZHdK und der UdK sowie den PraxispartnerInnen der Stadt Schlieren und von der Metron Raumentwicklung AG, die massgeblich zum Zustandekommen dieses Artikels beigetragen haben.

erst ab der Nachkriegszeit als Agglomeration bezeichnet wurden (Koch 1992, Eisinger 2004, Kurz 2008, Koll-Schretzenmayr 2008). Der moderne Städtebau um 1900 konstituierte sich geradezu als Lösung der gesamtgesellschaftlichen Krise der europäischen Städte, die angesichts des rasanten, ökonomischen, sozialen und demographischen Wandels diagnostiziert wurde. „Der Städtebau bot mehrere Antworten auf die allgemeine Verunsicherung. Er versprach, das Wachstum zu bündeln und der ausufernden Stadt eine Gestalt mit klaren Grenzen und Hierarchien zurückzugeben. Statt individualistischem Durcheinander stellte er einleuchtende Bilder, Ordnung und Sinn in Aussicht. Statt ewigen Baustellen versprach er fertige, ‚richtige‘ Zustände, Quartiere, die wie alte Städte oder Dörfer Anfang, Ende und Mitte haben, also eine Gestalt besitzen würden. Mit diesem Angebot machte die Planung das Wachstum akzeptierbar und überschaubar“ (Kurz 2008:12). Die geordnete Verflechtung zwischen städtischen und ländlichen Räumen wurde zum existenziellen Kernthema städtebaulicher Theorie und Praxis. Ganz im Sinne des modernen Städtebaus wollte die frühe landesplanerische Bewegung in der Zwischenkriegszeit „das planlose Anwachsen der städtischen Orte zu einem planlosen Klumpen“ verhindern und die Agglomerationsräume durch aufgelockerte Satellitenstädte ordnen (Meili 1933: 18). Als Idealbild propagierte etwa der Mitbegründer der Landesplanung Armin Meili das Mittelland als „dezentrale Grossstadt Europas“, in der die BewohnerInnen gleichzeitig nah der städtischen Wirtschaftszentren und doch ländlich wohnten. Nach dem Zweiten Weltkrieg führte die post-industrielle Restrukturierung der Metropolitanräume zu einer massiven suburbanen und periurbanen Entwicklung, die die Planungsdebatte um den „Krebs der Verhüselung“ erneut anheizte (Meili in: Koll-Schretzenmayr 2008:19). Nicht zuletzt wegen der aufkommenden ökologischen Bewegung wurde schliesslich 1979 das professionelle Anliegen nach einem Raumplanungsgesetz erfüllt

Trotz dieser kontinuierlichen Beschäftigung mit den Agglomerationsräumen im 20. Jahrhundert wurden diese erst in den 1990er Jahren *explizit und umfassend* als raumpolitisches, städtebauliches und kulturelles „Problem“ definiert, das einer systematischen und institutionalisierten Intervention bedurfte. In professionellen und politischen Kreisen hatte sich unter dem Begriff der „Zersiedelung“ eine breite Kritik am aufgelockerten modernen Siedlungsbau, am damit verbundenen Konzept der „dezentralen Konzentration“ sowie an den Folgen der Sub- und Periurbanisierung der Nachkriegszeit etabliert. Der massive Agglomerationsverkehr belastete demnach Mensch und Welt, Natur- und Kulturräume gerieten unter Druck, die Infrastrukturkosten nahmen zu und das regionalpolitische Gleichgewicht schien gefährdet. Aus urbanistischer Sicht wurde zudem moniert, dass die kleinräumige Verschmelzung städtischer und ländlicher Räume zu einer kulturellen und räumlichen Identitäts- und Formlosigkeit, zu einem so genannten „Siedlungsbrei“, geführt hätte. In diesen breiten Debatten etablierten sich die raumplanerischen Strategien der „Siedlungsentwicklung gegen Innen“, der Schaffung von Urbanität durch Verdichtung und des Landschaftsschutzes in den Agglomerationen als breiter Konsens – wie die Annahme des Raumplanungsgesetzes 2013 nahelegt.

Wie diese kursorische Genealogie der Agglomerationsdiskurse aufzeigen sollte, verband die Problematisierung der Agglomeration im Städtebau und in der Raumplanung seit Beginn des 20. Jahrhunderts stets technokratische, sozialpolitische und ökologische Argumente mit einer konstitutiven ästhetischen, resp. anästhetischen Narration. Die Imagination der Agglomeration wurde dadurch geprägt, dass sie sich dem Ordnungsstreben staatlicher und städtebaulicher Interventionen und der Grenzziehung zwischen Stadt und Land, zwischen Kultur und Natur zu entziehen schien. In den Leitmetaphern der „klumpenförmigen Stadt“, dem „Krebs der Verhüselung“, der „Zersiedelung“ und des „Siedlungsbreis“ verdichtet sich eine Anästhetik der Agglomeration, in der bis heute implizit und explizit deren räumliche Ungeordnetheit und kulturelle Identitäts- und Formlosigkeit beklagt wird.

1.2. „Überall in der Schweiz ist ein bisschen Schlieren“

Schlieren und das Limmattal können für die Analyse ästhetischer Konstruktionsprozesse der Agglomeration in der Planungspraxis als strategisches Forschungsfeld betrachtet werden. Die räumliche Entwicklung Schlierens war seit dem späten 19. Jahrhundert geprägt von der Nähe zu Zürich und der Lage im Limmattal, einer der Hauptachsen der modernen Industrialisierung der Schweiz (Koch et al. 2004, Huber 2012). Bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts vollzog sich der Wandel Schlierens vom Bauerndorf in einen stolzen Industrievorort, dessen Selbstverständnis von der Schlieremer Lift- und Waggonfabrik („Wagi“), der Stückwerkfärberei („Färbi“) sowie dem stadtzürcherischen Gaswerk geprägt war. Ab den 1950er Jahren bezeugten eine Zentrumsüberbauung, moderne öffentliche Bauten, erste Hochhäuser und Grossiedlungen die Hochkonjunktur. Angesichts des zunehmenden Autoverkehrs entschied sich die Bevölkerung im Höhepunkt des industriellen Optimismus, die Hauptstrasse auf fünf Spuren auszubauen, um den zunehmenden Stau im Dorf zu vermeiden. In den 1980er Jahren erreichten Deindustrialisierungsdruck und der Strukturwandel den stolzen Industrievorort (Schmid 2012). Der Versuch der Stadtbehörden, auf den Industriebrachen neue Unternehmen anzusiedeln, lief nur harzig und Auto-Occasionshändler mit dubioser Reputation liessen sich dort nieder. Angesichts der alten Bausubstanz sanken die Mieten und die Gentrifizierung der Zürcher Innenstadtquartiere verdrängte immer mehr Angehörige der Unterschicht – oft ausländischer Herkunft – nach Schlieren (Leuthold 2005). In den späten 1990er Jahren sah sich Schlieren mit einer tiefen Krise und dem Image als Inbegriff einer „grauen, langweiligen Agglogemeinde“, als „hässlicher Un-Ort“, ja sogar, als „Ghetto“ konfrontiert.⁴

⁴ Diese exemplarischen Zitate stammen aus einer einwöchigen Serie über Schlieren, das 2004 in der Vorabendsendung „Schweiz Aktuell“ des deutschschweizerischen Fernsehens ausgestrahlt wurde.

Das öffentliche und mediale Unbehagen gegenüber Schlieren um den Jahrtausendwechsel spiegelte die Problematisierung der Agglomerationsräume wieder, die zu dieser Zeit auch in den politischen und professionellen Diskursen der Raumplanung und des Städtebaus stattfand. Ich argumentiere, dass die Behörden angesichts dieses medialen, politischen und professionellen Agglomerationsdiskurses die Krise Schlierens im Kern als Problem der Agglomeration, resp. der fehlenden „Städtischkeit“ wahrnahmen und definierten – und zwar als räumliche *und* politische Einheit. Vor dem geschilderten Hintergrund ist die Erarbeitung eines Stadtentwicklungskonzeptes (STEK) ab 2003 als Strategie zu verstehen, die Stadt nach der Ohnmacht der 1980er Jahre als politisches Subjekt wieder herzustellen und räumlich zu profilieren. Diese Zielsetzung wurde durch den Investitions- und Bauboom in der Metropolitanregion Zürich begünstigt, der ab 2005 auch in Schlieren das Bauvolumen und die Ansiedelung von Unternehmen beförderte. Gerade wegen dieser Entwicklungsdynamik schien es wichtig zu handeln, statt noch tiefer in die Krise zu schlittern. Mit der Annahme des STEK bestätigten sich Städtebau und Raumplanung als professionelle staatliche Strategien, um umfassende Modernisierungsprobleme durch räumliche und bauliche Massnahmen zu lösen und politische Ordnung, Autorität und Identität wieder herzustellen (Rabinow 1989, Eisinger 2004). Wie ich im Folgenden zeigen möchte, definierte diese Problematisierung Schlierens als ungeordneter und undefinierter Agglomerationsraum auch die gewählten planerischen Mittel und die damit verbundenen ästhetischen Imaginationen und Praktiken.

2. Das STEK: Die an-/ästhetische Konstruktion Schlierens in den Planräumen

Das Stadtentwicklungskonzept der Stadt Schlieren (STEK) wurde im Jahr 2003 bei Metron Raumentwicklung AG in Auftrag gegeben und 2005 als verbindliches Planungsinstrument beschlossen: „Die Stadt Schlieren verfolgt das Ziel einer konsequenten Aufwertung des Lebensraumes und Lebensqualität der *Gesamtstadt*. Das Stadtentwicklungskonzept soll aufzeigen, wie dieses Ziel erreicht werden kann“ (STEK 2005:4). Vor dem Hintergrund einer angestrebten Transformation von einer Industrie- zur Dienstleistungsstadt soll das STEK ermöglichen, die Ziele Identität, Steigerung der Lebensqualität, Eigenständigkeit, Verbesserung des Images und Urbanität zu erreichen. Für die Erreichung dieser Ziele schlägt das STEK folgende planerische Aufgabenfelder vor: „Stärkung des Zentrums, bessere Verbindung der Ortsteile, Entwicklungsmöglichkeiten der grossen Baulandreserven, Neuorientierung des verkehrsdominierten öffentlichen Raumes sowie die Verbesserung der Wahrnehmung und Nutzung der landschaftsräumlichen Qualitäten“ (STEK 2005:3). Gemäss dem Leitbild Stadtentwicklung soll einerseits die Nord-Süd-Achse „Schlieren lokal“ gestärkt werden, in der sich Schlieren bis ins 19. Jahrhundert historisch entwickelt hatte. „Schlieren lokal“ verbindet Limmat, Dorfkern, Einkaufszentrum, Wald und den Schlieremer Berg und repräsentiert die historische Identifikation der etablierten Bevölkerung mit ihrem „Dorf“. Andererseits stellt der Korridor

„Schlieren International“ die Entwicklungsdynamik des Limmattals dar und soll „internationale Unternehmen, bedeutende Verkehrswege und Freizeitorte sowie Wohnanlagen mit multinationaler Bewohnerschaft“ umfassen. In „Schlieren International“ soll das schon gut entwickelte „Wagi“-Areal durch eine qualitätsvolle durchmischte Entwicklung der „Brachen und unwirtschaftlichen Grundstücke“ in Schlieren West und dem „Färbi“-Areal in Rietbach ergänzt werden. Schliesslich sollen diese beiden Achsen durch die Umgestaltung des öffentlichen Raums im Zentrum in einen neuen Stadtplatz mit einspuriger – statt fünfspuriger – Hauptstrasse verknüpft werden. Diese Zentrumsplanung ist der Kern der städtebaulichen Strategie, wandelt er doch die verkehrspolitische Fehlplanung der Industriestadt der 1970er Jahre in einen urbanen, öffentlichen Raum mit Identifikationspotential für die geplante Wohn- und Dienstleistungsstadt um.

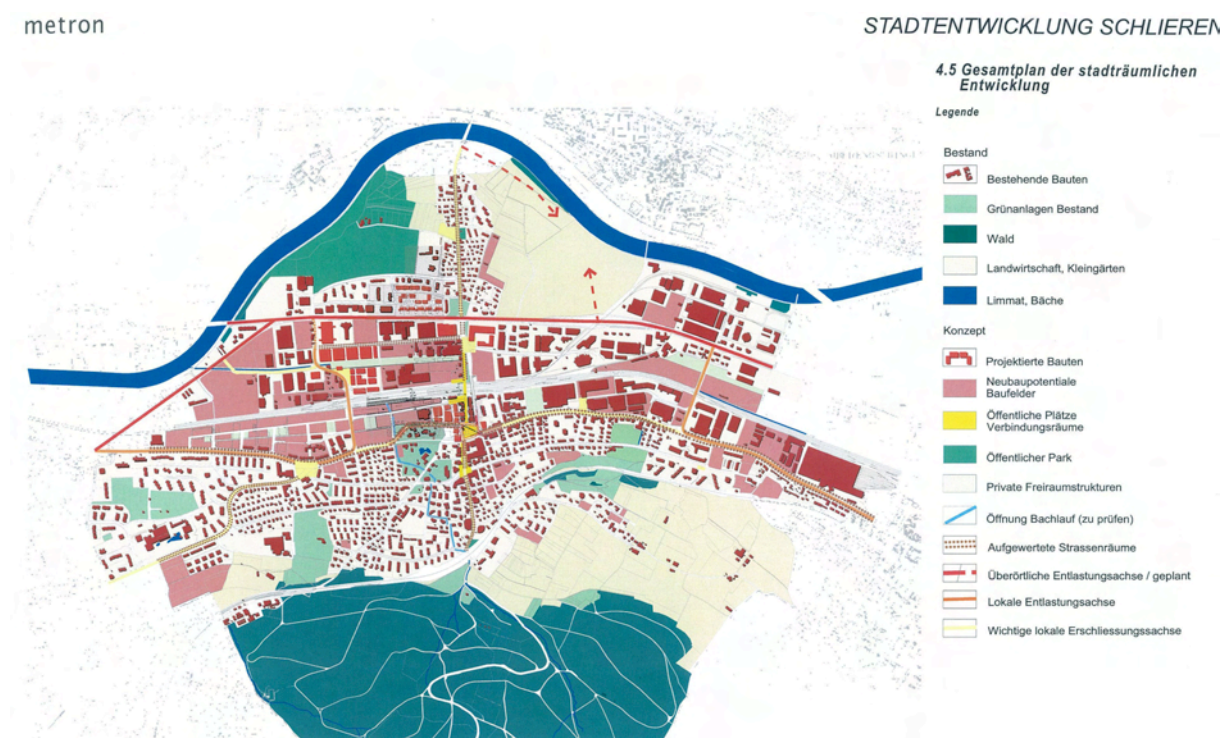


Abbildung 1: Gesamtplan der räumlichen Entwicklung im STEK

Der Fokus auf die *Gesamtstadt* ist dabei insofern sinnstiftend und ästhetisch relevant, als mit dem Planungsperimeter auch die entsprechenden Strategien definiert werden. Zwar ist den PlanerInnen und Behörden bewusst, dass die Lage in der Nähe Zürichs und im Limmattal die räumliche Entwicklung Schlierens prägen. Durch den städtischen Perimeter wurden jedoch regionale Raumplanungskonzepte, die im gesamten 20. Jahrhundert Schlieren im Kontext „Gross-Zürichs“ (Kurz 2008), als Teil einer „dezentralisierten Grossstadt“ (Meili 1933) oder heute unter dem Namen einer Limmattalstadt (Koch et al. 2004) in grössere räumliche Dynamiken einbetten, in den Hintergrund gerückt. Der Fokus auf die Stadt war zweifellos ein pragmatischer Entscheid im Rahmen der institutionellen Gegebenheiten,

zumal die Gemeindeautonomie planerische Kompetenzen zulässt, die Bevölkerung diese politische Autonomie mehrfach bestätigt hat und die regionale Planungszusammenarbeit schwach war. Aber genau in diesem pragmatischen Handeln reproduzieren sich die strukturellen und institutionellen Bedingungen als sinnstiftende und ästhetische Narrative, Strategien und Praktiken des Planungsalltags.

Zusammenfassend lässt sich das STEK so interpretieren, dass die Fehlplanungen und Überreste des Industriebooms korrigiert und Schlieren sich als eigenständige Wohn- und Dienstleistungsstadt im Metropolitanraum Zürich profiliert werden soll. Denn, die im STEK vorgeschlagenen Massnahmen können grundsätzlich als Mittel zur Planung einer Kernstadt, d.h. der Herstellung von Urbanität gelesen werden: Dichte, Durchmischung und Stärkung des öffentlichen Raums im Zentrum. Ganz im Sinne der „Siedlungsentwicklung gegen Innen“ und der verbreiteten Kritik an der Zersiedelung setzt das STEK auf räumliche Integration, Verdichtung und Konturierung der äusseren Siedlungsgrenze. Dadurch soll Schlieren als geordnete und urbane Stadt mit einem ländlichen Naherholungsgebiet im im bisherigen Teppich von undefinierten und heterogenen Grenzräumen der Zwischenstadt profiliert werden.

Wenn auch das STEK klare und schlüssige Analysen, Konzepte und Massnahmen vorschlägt, bleibt die geplante räumliche Entwicklung aus ästhetischer Perspektive sehr abstrakt. Welche Urbanität soll sich in Schlieren ergeben? Welches sind die konkreten ästhetischen Vorstellungen und Erfahrungen, die diesen städtebaulichen Zielen und Massnahmen zugrundeliegen? Das STEK offenbart einen technokratischen, abstrakten Zugang zum Raum, der sich durch statistische Analysen, detaillierte Pläne und Tabellen auszeichnet (Söderström 2004). Der grossmasstäbliche, zenitale Blick auf die Stadt wird im Plan als Schlüssel zum realen Wesen der Stadt und zur Lösung von deren Problemen konstruiert. Es sind die Anordnung von Ensembles, die Zuweisung von Nutzungen zu Arealen sowie die räumliche Definition von Funktionen in Zonenplänen, durch die Stadt als planerisches Objekt zugänglich wird und dem Planer räumliche Ordnung und Autorität verspricht. Die planerischen Kategorien und Konzepten sind jedoch auch von ästhetischen Annahmen und Narrativen über subjektiv erfahrbare Räume inspiriert, die jedoch im professionellen Modus der Objektivierung nicht oder kaum sichtbar werden. „Siedlungsentwicklung gegen Innen“, Identität oder Lebensqualität, die als Konzepte und Ziele im STEK figurieren, evozieren an-/ästhetische Narrative wie etwa die des „Siedlungsbreis“ oder der „Zersiedelung“ oder einer kernstädtischen Urbanität. Geradezu leitmotivisch ziehen sich dystopische Imaginationen der Brachen mit den „semi-kriminellen Auto-Occasionenhändler“ und utopische Visionen der zukünftigen urbanen Einkaufs- und Freizeitmeilen im Zentrum durch die Erzählungen der beteiligten Verwaltungsakteure und PlanerInnen. Diese ästhetischen Narrative bleiben jedoch im STEK implizit und werden nicht geklärt. „Gerade indem sich diese Bilder – die doch ihrer Konstitution nach ästhetisch sind – die Tarnkappe des Anästhetischen

übergezogen haben, in anästhetische Latenz begeben, wurden sie ‚verbindlich‘, d.h. zwingend [...] aber wie gelangt man ins Nachher, wie kommt man aus diesen Bildern raus? Am Ehesten wohl über die Bilderfahrung und Bildarbeit, die sich daran macht, die vorgängigen Prägungen zu exponieren und ihre Anästhetik zu durchbrechen“ (Welsch: 35).

3. Die Workshops: Sinnlich-qualitative Wahrnehmung der Agglomeration

Diese Bild-, resp. Wahrnehmungsarbeit, die die an-/ästhetischen Konstruktionsprozesse der Agglomeration in der Planungspraxis zugänglich machen soll, stand im Zentrum eines künstlerischen Forschungsprojektes, das 2012 und 2013 von der ZHdK und der UdK in Zusammenarbeit mit der Stadt Schlieren und der Metron Raumentwicklung AG durchgeführt wurde. Das Forschungsprojekt basierte auf einer visuellen und einer auditiven Langzeitbeobachtung Schlierens, die seit 2005, resp. seit 2007 die Veränderungen im Stadtraum dokumentieren. Ziel des Forschungsprojektes war es, die vorhandenen Fotografien und Schallaufnahmen zu nutzen, um den PlanerInnen und den Behörden Schlierens die ästhetische Dimension der räumlichen Veränderungen für eine Evaluation des STEK zugänglich zu machen. In so genannten Wahrnehmungsdispositiven wurden Fotografien und Schallaufnahmen installativ aufbereitet, so dass eine qualitative, sinnliche Wahrnehmung des Raumes auf Augenhöhe möglich wurde. In zwei Workshops, die neben der Nutzung von mehreren Wahrnehmungsdispositiven auch intensive Gruppengespräche umfassten, konnten die Teilnehmenden die zum Teil enormen Transformationsprozesse seit 2005 aus einer ästhetischen Perspektive erforschen, reflektieren und evaluieren. Wirkt nun die blaue Fassade des neuen Wohnblocks urban und belebt oder eher kühl und abstossend? Wirkt dieser neue Freiraum mit Spielplatz in der neuen Siedlung lebendig oder künstlich? Und wie sieht denn nun Urbanität in der Agglomeration aus? Die Wahrnehmungsdispositive in den Workshops konfrontieren den zenitalen, professionellen Blick der PlanerInnen in den Planräumen mit einer horizontalen, sinnlich-qualitativen Wahrnehmung des Raumes. Diese Methode versprach die impliziten ästhetischen Annahmen und Wahrnehmungsgewohnheiten der Planungspraxis sichtbar und der Reflexion und Diskussion zugänglich zu machen. Im besten Falle erlaubten diese ästhetische Arbeit mit Bild und Ton den Stadtbehörden und PlanerInnen sogar, neue Perspektiven auf die Agglomerationsräume zu entwickeln. Im folgenden Kapitel sollen diese konkreten an-/ästhetischen Konstruktionsprozesse Schlierens in den Workshops ethnographisch analysiert und diskutiert werden.

1. Die Brache: Anästhetik der Agglomeration

Der erste Workshop fand an einem kühlen Januarmorgen 2013 in einem ehemaligen Lagergebäude in der Nähe des Bahnhofs Schlieren statt, das von einer Medienagentur und nun von der ZHdK als Atelier zwischengenutzt wurde. Das längliche schwarze Gebäude lag zwischen Bahngleisen, einer geschäftigen Grossbaustelle des Entwicklungsgebietes „Am Rietpark“ und einem Parkplatz einer Technologiefirma. Die hohen, weissen Räume des Ateliers verfügten über grosse Fenster und waren durch einen Gang verbunden, der in einen grossen Saal mit einem kleinen Podest am Rande führte. In regelmässigen Abständen hörte man die vorbeifahrenden Züge auf der Hauptverkehrsachse durch das Schweizer Mittelland. Am ersten Workshop nahmen zwei Mitglieder der städtischen Behörden teil, die das Dossier STEK betreuten. Das erste Wahrnehmungsdispositiv des Workshops bestand aus einer farbigen Fotografie mit den Massen 180 x 100 cm, die auf einer weissen Spanplatte befestigt war, die an der Wand lehnte. Daneben standen an beiden Seiten schwarze Lautsprecher auf Stativen. Davor stand eine Reihe von Stühlen, hinter denen eine Konstruktion mit einem Mischpult stand. Das Wahrnehmungsdispositiv evozierte die räumliche Wahrnehmung an der Bachstrasse im Jahr 2005, einem Standort zwischen dem Bahngleisen und der dahinterliegenden Zürcherstrasse, einer viel befahrenen Durchfahrtstrasse.



Abbildung 2: Bachstrasse, Areal Geissweid, Blick nach Nordwesten, Aufnahme 2005 (© Ulrich Görlich/Meret Wandeler/ZhdK)

Die TeilnehmerInnen konzentrierten sich auf die grossformatige Fotografie und auf die Schallaufnahmen und machten Notizen. Manchmal schlossen sie die Augen, streckten die Beine aus, die Stimmung wirkte angespannt. Nach diesem ersten Wahrnehmungsdispositiv nahmen die beiden TeilnehmerInnen und das Forschungsteam an einem grossen viereckigen Tisch in einem hellen Vorraum Platz, um die Erfahrungen zu diskutieren. Der erste Kommentar subsumierte das Erfahrene knapp und sachlich unter die funktionalen Raumtypen, was auf den planerischen Blick in den Planräumen verweist: „Bahnareal, Brache, Restlandwirtschaft und Transitort, mehr ist da nicht“. Auf die Bitte, die qualitativen Raumerfahrungen zu beschreiben, folgte zuerst auch eine äusserst knappe und direkte Einschätzung: „Vorne nichts und hinten hässlich“. Auf weitere Nachfrage öffnete sich daraus eine zunehmend emotionale Erörterung. „Also, es hat ein einziges schönes Haus, das aber nicht wirken kann, das ist dieses Louis Widmer. Es hat so eine klare Form, es ist sauber, proper, mit diesen schwarzen Ecken, und der Rest ist ein Durcheinander, unaufgeräumt, es passt nicht zusammen, hat keinen Zusammenhang, alles ist vergessen oder liegengelassen. Der Ort ist leer!“ Diese kraftvolle Assoziationskette löste auch bei der zweiten Person eine Kaskade der Ablehnung des erfahrenen Raumes hervor. „Da ist nichts, wo man sich festhalten kann, das Feld ist leer, die Strasse ist leer, der Häuserbrei, diese Bahnanlagen, da ist nichts, was mich fasziniert“. Das Ringen um Worte und die angespannte Stimmung im Gesprächsraum schienen zu wiederholen, wie unangenehm sich die Teilnehmenden im konstruierten Bild- und Klangraum von Schlieren gefühlt haben mussten. Weder Worte noch die erfahrenen räumlichen Strukturen schienen zueinander zu passen und etwas Kohärentes zu ergeben. Diese fragilen Erfahrungen der Leere und der Hässlichkeit können aus ethnographischer Sicht als performative Prozesse der Anästhetisierung „on the ground“ interpretiert werden. Sie beschrieben demnach nicht den erfahrenen Raum, sondern eher die Unmöglichkeit, diesen mit den mobilisierten Wahrnehmungsgewohnheiten sinnlich-qualitativ zu erfahren. Im Topos der „Unordnung“ äussert sich prägnant das Scheitern des objektivierenden, planerischen Blicks, den vorgefundenen Raum nach bekannten Mustern arrangieren zu können. Das Einstiegsdispositiv manifestierte – ohne dementsprechende Intention – ein ethnomethodologisches Krisenexperiment, das die routinierten professionellen Sichtweisen irritierte und die impliziten an-/ästhetischen Konstruktionsprozesse der Agglomeration auf verdichtete Weise sichtbar und erforschbar machte (Garfinkel 1967). Gemäss Welsch geschieht diese Anästhetisierung aus einer bestimmten ästhetischen Perspektive. Erst im Kontrast zu einer eingenommenen ästhetischen Perspektive erscheinen die wahrgenommenen Agglomerationsräume demnach als „leer“, „unaufgeräumt“ oder „hässlich“. Welches sind also diese ästhetischen Perspektiven, aus denen heraus die beobachtete Konstruktion der Anästhetik der Agglomeration stattfand?

3.1.1. Ordnung

Die erste *explizite* Anästhetisierung des Raumes wurde durch die ästhetische Norm der Ordnung konstituiert. Es war der Kontrast zum klassisch modernen Gebäude von „Louis Widmer“ mit seinen klaren Formen und Grenzziehung, das den Ort als Gesamtes als unordentlich erscheinen liess. Der Wunsch nach Gestaltungswillen, nach Ordnung, funktionaler Sorgfalt und klarer Grenzziehung, nach der „Disziplinierung des Stadtbildes“ (Kurz 2008) ist in Städtebau und Raumplanung als moderne Praxis eingeschrieben (Rabinow 1989) und scheint auch die die ästhetische Konstruktion der Agglomeration zu ordnen, wie Hauser/Kamleithner argumentieren. „Die Idee, dass gebaute oder anderweitig gestaltete Räume durchsichtig und vollständig definiert sein sollen, ist moderner Planung eingeschrieben als ihre Voraussetzung. Indem sie Funktionen entwirft, die durch und durch rational und durchdacht sind, bleibt kein Rest: Alles ist bestimmt, alles ist kontrolliert, alles ist durchschaubar und folgt einer eindimensionalen Logik. Diese Logik stösst an die Grenzen, wenn die Überlagerungen zu zahlreich werden (Hauser/Kamleithner 2008:62) Die Heterogenität, Vielsprachigkeit, Diffusität und Flüchtigkeit dieses Agglomerationsraumes erscheint aus der Sicht dieses Ordnungsstrebens als anästhetischer Nicht-Ort.

3.1.2. Leben

Zweitens war es die ästhetische Perspektive des Lebens, die in der Einstiegsequenz eine anästhetische Erfahrung dieses Raumes hervorbrachte. „Es ist ein Transitort der nicht belebt ist, es gibt ganz wenige Zeichen von Leben, es gibt ein paar Vögel, es gibt einmal Kinder, die schreien. Es gibt nichts an diesem Ort, was zum Bleiben motivieren würde. Also, es wird fast schmerzlich, man möchte eigentlich weg gehen.“ Diese Konstruktion der Agglomeration als lebensfeindlicher Nicht-Ort, wird auch durch die Vorstellung eines kulturlandschaftlichen Idylls aufrechterhalten, die etwa im Blick des bürgerlichen Spaziergangs oder der konservativen Imagination einer Dorfgemeinschaft eingeschrieben ist. „Man ist halt sehr schnell beim stehendem Mais [...] man ist eben weg von diesem Lärm, man ist ein bisschen weg von der Dynamik“. Das Maisfeld, das Vogelgezwitscher, die schreienden Kinder, ein wohltuendes Velo oder eine Kastanienallee erlauben Erholung von der Anästhetik von Verkehrslärm und Unordnung. Als Variante zu dieser defizitären und ablehnenden Sicht, entwickelte sich auch eine positive und offene Perspektive auf das Leben in der Agglomeration, in der die Brache als positiver Inspiration romantischer Verspieltheit erschien: „Es hätte auch Richtung Zwischennutzung etwas geben können. Auf dieser Brache, auf dieser Restlandwirtschaft kann ich mir auch vorstellen, dass da ein ‚Trax‘ reinfährt und Mulden macht und dass da BMX Räder fahren.“ Inbegriff dieser romantischen Vorstellung der Brache ist die verwunschene Wildnis als produktive Erfahrung von ursprünglichem Sinn und Leben. „Also wenn dieser Sommerflieder geblüht hat, dann war das wirklich einfach schön, eine Wohltat fürs Auge, das hat schon auch Qualität gehabt. Das ist nicht einfach wie dieser

Gewerbebrei, wo man sagt, hoffentlich kommt da was anderes, sondern es war auch als Zwischenzustand schön.“

3.1.3. Vielfalt

Die anästhetische Erfahrung des Raumes ergab sich drittens gemäss einem Teilnehmer von Metron Raumentwicklung AG auch aus einem Mangel an Vielfalt und Komplexität. „Ich dachte, es könnte wirklich eine absolute Stadtrand-situation sein mit dem Acker und dem Fluglärm. Wenn ich es mit einer urbanen Situation vergleiche, ist es einfach wirklich wenig, was man da hört. Insbesondere fehlen die Geräusche der Menschen. Wenn das irgendwo in Kloten wäre, oder noch weiter draussen, würde ich vielleicht sagen, es ist ok, da erwarte ich nicht mehr. Da ich weiss, wie nah ich an Zürich bin und wie nah am Bahnhof, bin ich enttäuscht, weil dann ist es für mich zu monoton.“ Demnach wies der Ort zwar eine dichte Verkehrsinfrastruktur und dichte Dienstleistungsgebiete auf, offenbarte aber einen Mangel an ästhetischer, kultureller und sozialer Vielfalt in den öffentlichen Räumen. Er wurde als unmöglicher, paradoxer Ort wahrgenommen, dessen räumliche Struktur den „Stadt-Land-Gegensatz“ irritierte: Er war weder Stadt noch Stadtrand, resp. Stadt und Stadtrand zugleich.

3.2. Schaffung von Urbanität durch Verdichtung als Paradeweg

Gemäss dieser Rekonstruktion waren es der Mangel der ästhetischen Normen *Ordnung, Leben und Vielfalt*, die die Erfahrung der Anästhetik der Agglomeration hervorbrachten. Umgekehrt verdichtete sich in der Leere der Brache auch eine Perspektive, die die Herstellung von Ordnung, Leben und Vielfalt durch planerische Intervention versprach. „Positiv ist halt, dass der Ort Potential für etwas anderes birgt! Dass er sehr leer ist und sehr danach schreit mit Leben gefüllt zu werden, es ist ein Riesenpotential.“ Im ästhetischen Paradigma der Urbanität durch Verdichtung schienen sich gemäss der Erfahrungen der Teilnehmenden – wie im STEK implizit propagiert – die Normen Ordnung, Leben und Vielfalt kohärent und erfolgreich zu verbinden. Die Workshops brachten eine dominierende Wahrnehmung der Entwicklungsareale Schlieren West und der Siedlung „Am Rietpark“ im Jahr 2011 hervor, wonach die im STEK anvisierte Planung und Entwicklung Schlieren erfolgreich *geordnet, belebt und verdichtet* hätten. „Die Leere ist gewichen, es hat funktionale Elemente, die sehr schön dastehen, zum Beispiel die Strassenlampen beim Lachernweg, die geben einen Rhythmus, eine Perspektive, man sieht Gestaltungswillen.“ Durch den Gestaltungswillen und die räumliche Dichte – wie zum Beispiel in Schlieren West – wurden plötzlich Nähe, Vielfalt und Leben erfahrbar, die einen öffentlichen Raum als Kernelement einer Stadt ausmachen. „Der Zuglärm ist jetzt nach wie vor stark, aber im Vordergrund sind vielfältigere Aktivitäten zu hören. Es sind Kleinigkeiten dazugefügt

worden, plötzlich hört man ein angefangenes Telefongespräch, ein Kind, das Mama ruft, Fussgänger, auch mehr Einzelverkehr. Da höre ich eine Anreicherung.“ Genauso wie in den Neubaugebieten die Erfahrung von Urbanität zugenommen hat, wurde in den Naherholungsgebieten am Schlieremerberg oder an der Limmatt das Idyll verstärkt wahrgenommen. Die grossmasstäbliche Trennung von städtischem Siedlungsraum und ländlichem Grün- und Freiraum schien eine ästhetische Ko-Existenz von naturromantischer Sehnsucht und urbanem Wachstum in der Metropolitanregion Zürich zu ermöglichen.

3.3. Ambivalenz zwischen Ordnung und Leben: Die spezifische Sub-Urbanität Schlierens

Aus der geschilderten dominanten Perspektive schienen sich die ästhetischen Ideale Ordnung, Leben und Vielfalt auf eine produktive Weise zu verknüpfen und zu stabilisieren, die Schlieren urbaner erscheinen liess. Trotzdem wurde in den Workshops auch eine starke ästhetische Spannung in der konkreten Erfahrung dieser Urbanität deutlich. In einem Wahrnehmungsdispositiv, das den Wandel in Schlieren West thematisierte, konnten die Teilnehmenden die Veränderungszustände an einem Standort an der Herrenwiesenstrasse anhand einer fotografischen Zeitreihe frei vergleichen.



Abbildung 3: Herrenwiesenstrasse, Blick nach Norden, Aufnahmen 2005 (© Ulrich Görlich/Meret Wandeler/ZhdK)



Abbildung 4: Herrenwiesenstrasse, Blick nach Norden, Aufnahmen 2011 (© Ulrich Görlich/Meret Wandeler/ZhdK)

Es war der Blick auf den kleinen Fachmarkt PanGas in einer Einfahrt im Entwicklungsgebiet Schlieren West, in dem sich die ästhetische Spannung in der Veränderung Schlierens manifestierte. Nach der Nutzung des Wahrnehmungsdispositivs meinte ein Planer der Metron Raumentwicklung AG nachdenklich: „Ich bin ich eigentlich noch froh um PanGas. Ich bin froh, dass Dinge auch bleiben, auch wenn es die hässlichen Blumentröge sind. Es gibt einzelne Situationen, die sich total kehren, wo ich das Gefühl habe, das ist jetzt neu, ausgewechselt. Aber ist es denn besser? Mir gefällt eigentlich die Anreicherung von Bestehendem mit Neuem. Das finde ich spannender, als wenn ich die Situation komplett ausgewechselt habe. Ich fände es jetzt schade, wenn im nächsten Schritt da noch mal so eine monotone Putzfassade stehen würde.“ In dieser Aussage zeigte sich auf prägnante Weise, eine *Spannung zwischen den ästhetischen Perspektiven von Ordnung und Leben*. Aus der Sicht des Planers sollte die Verdichtung den öffentlichen Raum, das Leben und urbane Vielfalt stärken. Nun schaffte die Entwicklung aber wie in Schlieren West auch Erfahrungen der Monotonie. „Plötzlich hatte ich den Eindruck, dass der Ort nicht besser geworden ist. Eigentlich sind mir zuerst Verluste von Weite und Tiefe und teilweise auch von Diversität aufgefallen. Der Raum wird eher eintönig, obwohl etwas dazu kommt. Aber die Sachen, die verschwinden, der Hintergrund, das Heterogene dieser Gewerbe und auch das Maisfeld, alles was man da sah, habe ich als reichhaltiger empfunden, als das was neu kommt. Und es hängt natürlich auch ein bisschen an der monotonen Architektur. Ich krieg irgendwie

den Horizont verbaut, ich habe diese Tiefe nicht mehr und das was ich neu sehe, ist eigentlich langweilig. [...] Teilweise fand ich's dann eben recht artifiziell und steril“. Im gesamten Workshop wurde immer wieder Begriffe wie Cleanness oder Sterilität verwendet, um die Neubaugebiete in Schlieren West und „Am Rietpark“ zu beschreiben. Cleanness und Sterilität verweisen auf eine Sauberkeit und Keimfreiheit im ästhetischen Raum, die das Versprechen von Leben und Vielfalt im gestalteten und geordneten Neuen, plötzlich in Frage zu stellen scheint. Damit wird eine medizinische Rhetorik des modernen Städtebaus seit Beginn des 20. Jahrhunderts artikuliert, in der der Städtebauer die Funktionsweise und das wohl geordnete Wachstum des Stadtorganismus sicherstellen soll (Eisinger 2004, Kurz 2008). Ordnung und Leben stehen insofern in einer paradoxen Spannung, als zu viel Ordnung und medizinische Reinlichkeit das Leben verhindern, das es eigentlich zu fördern gilt. Die in den Workshop – insbesondere von Seiten der PlanerInnen – geäußerte Kritik an einer Sterilität in den Entwicklungsarealen evoziert das Ideal eines gesunden – eben nicht „krebsartigen“ – Wachstums der Stadt, in der sich vielfältige Zeitschichten, Nutzungen und Bevölkerungen frei und produktiv durchmischen. Demnach mindern der zu rasche, kapitalintensive und grossräumige Gestaltungswille sowie der mangelnde künstlerische Anspruch in Planung und Architektur ein lebendiges und geordnetes Wachstum. Aus der Sicht der städtischen Behörden Schlierens hingegen muss die Raumplanung angesichts der politischen und sozialen Problematik in Schlieren eine Minderung städtebaulicher und ästhetischer Qualitäten in Kauf genommen werden. Denn die oft monofunktionale, und ästhetisch monotone Aufwertung von Quartieren steigere nichtsdestotrotz eine Aneignung der städtischen Räume durch die Bevölkerung. „Vielleicht ist das Neue hässlich, aber es bringt eine andere Qualität Leben ins Quartier. Leute, die kommen, die gehen, die Gas kaufen, das tut dem Quartier gut. Und da ist natürlich auch noch das Restaurant. Dass das immer noch da ist, ist natürlich super, auch wenn es einen sehr langweiligen properen Garten bekommen hat [...] Vielleicht ist es monotoner geworden. Aber es war vorher aus meiner Sicht keine Qualität. Natürlich, Verschiedenes ist spannender. Aber das war keine Qualität – mit dieser Firma, die da Container reinigte, es war wirklich nur so eine Randnutzung, die niemand interessierte.“

In dieser Diskussion um die Sterilität als ästhetische Spannung zwischen Ordnung und Leben in den Entwicklungsgebieten zeigte sich trotz der unterschiedlichen Bewertung durch PlanerInnen und die Stadtbehörden eine gewisse Illusion der geplanten Urbanität in der Agglomeration. Erstens vermochten die baulichen Veränderungen im verdichteten, suburbanen Raum Schlierens aus einer ästhetischen Sicht nicht die Erfahrung von Leben, Vielfalt und Heterogenität zu erzeugen, die das STEK zu versprechen schien. Dies mag an der noch stockenden Zentrumsplanung liegen, die ja ein Kernstück der Urbanisierungsstrategie darstellt. Eine andere Erklärung wäre, dass Schlieren und das Limmattal (noch) nicht eine genügende Dichte für eine eigenständige Urbanität aufweist, wie etwa für die Stadtlandschaften im Glattal diagnostiziert wird (Architektengruppe Krokodil 2012). Auf jeden Fall bewirkte die ästhetische Reflexion bei den Teilnehmenden eine Infragestellung von einem

kernstädtischen urbanen Ideal Schlierens, das im STEK und vor den Workshops noch präsent war. Zweitens wurden durch die sinnliche Einschätzung des Wandels gewisse räumlichen Qualitäten der Agglomeration erkannt, wie sie etwa in den vielfältigen Nutzungen der Brachen im Jahr 2005 noch existierten und die durch die im STEK geplanten und den Bauboom induzierten Neubebauungen allmählich verschwinden. Zwar wurde eingeräumt, dass die Neubauten mit der Zeit durch die Bevölkerung angeeignet werden würden und auch Patina ansetzen würden. Aber nichtsdestotrotz bleibt abzuwarten, ob die kleinräumige Heterogenität der Agglomerationsräume von 2005 in den neuen grossflächigen Strukturen der Entwicklungsgebiete weiter zu finden sein werde.

Als Konsequenz sollen laut der PlanerInnen von Metron Raumentwicklung AG die fehlende Urbanität, die fehlende Dichte und Heterogenität in der bisherigen räumlichen Entwicklung Schlierens durch die Stärkung der lokalen, bestehenden und heterogenen Qualitäten wie etwa der Weitsichten auf die Hügelketten des Limmattals kompensiert werden. Damit stellen sie implizit die geplante Urbanität Schlierens in Frage und re-imaginieren sie als *spezifische Sub-Urbanität*, die auf der bestehenden Heterogenität der Agglomeration aufbaut. Analog erschien das neue Schlieren auch dem Vertreter der Stadtbehörden eher als wohl geordneter und rehabilitierter Vorort Zürichs denn als eigenständiges urbanes Zentrum, als er die gestalterischen Aufwertungsprozess am Rande Schlierens leicht ironisch kommentierte: „Am Anfang war *nichts*, und dann kamen Bäume, und rund herum unter den Bäumen hatte es Gras in den Baumscheiben. Und plötzlich hatte es diese Röselein, und diese Röselein blühten auch noch üppig! Es war dieses Propere, diese Saubere, dieses Organisierte, dass dann gekommen ist. [...] In der Stadt Zürich, die sich das x-Mal mehr leisten könnte als Schlieren, macht man das nicht, und wir machen das noch.“

5. Schlussfolgerungen

Wie die dargelegten Überlegungen zeigen sollten, sind die an-/ästhetischen Topoi der identitäts- und formlosen Agglomeration in den Konzepten „Siedlungsentwicklung gegen Innen“ eingeschrieben, wie es im Stadtentwicklungskonzept und in der Planungspraxis in Schlieren verwendet wurde. Demnach soll Schlieren den Wandel von einem Industrievorort in eigenständige Dienstleistungs- und Wohnstadt vollziehen, die sich durch Identität, Urbanität und Lebensqualität auszeichnen sollen. Wie jedoch die spezifische ästhetische Evaluation in den Workshops der ZhDK und der UdK aufzeigte, sind die Ergebnisse widersprüchlicher als sie im STEK und in der planerischen Alltag erschienen. Die Stadtentwicklungsprozesse haben zwar Ordnung, Vielfalt und Belebtheit in den Agglomerationsräumen verstärkt, aber trotzdem nicht die erwartete Urbanität hervorgebracht. Stattdessen wurde in gewissen Neubausiedelungen eine ästhetische Spannung zwischen Ordnung und Belebtheit sichtbar, die sich in qualitativen Begriffen wie Sterilität, *cleanness* oder Monotonie verdichteten. Aus dieser ästhetischen Erfahrung ist unter den Teilnehmenden die Erkenntnis

erwachsen, dass ein auf die Kernstadt bezogenes Verständnis von Urbanität allenfalls nicht geeignet zu sein scheint, um die *spezifische Sub-Urbanität Schlierens* zu verstehen, zu planen und zu gestalten.

Das STEK ist im Spannungsfeld zwischen struktureller räumlicher Logik der Global City Zürich und dem Fokus auf die politische und räumliche Identität als eigenständige Stadt angesiedelt. Der Stadtgeograph Heiri Leuthold brachte die Ausgangslage Schlierens auf den Punkt: „Wirtschaftlicher Aufschwung oder soziale Abwertung: diese paradoxe Situation mit scheinbar konträren Entwicklungspfaden ist Ausdruck der wirtschafts- und sozialdemographischen Umgestaltung des Metropolitanraums Zürich“ (Leuthold 2005:21). Die bauliche Profilierung als Stadt durch das STEK, soll ein urbanes Flair im Zentrum mit der Landschaft als Naherholungsgebiet kombinieren. Dies erlaubt ein qualitativvolles Wohnen und Arbeiten für die Mittelschicht, die zunehmend aus Zürich gedrängt wird. Die Begriffe Identität, Urbanität, Aufwertung und Qualität verdichten den Versuch der Stadt Schlieren, sich selbstbewusst als mittelständischer Knotenpunkt in der metropolitanen Grossregion Zürich zu positionieren und zu profilieren. Denn, sind dichte Siedlungen mit grosse Wohnungen und Spielplätzen, bessere Verbindung zu Naherholungsbereichen und ein Zentrum mit guten Einkaufs- und Freizeitmöglichkeiten – dies alles in kernstädtischer Nähe – nicht der Inbegriff von *suburbia* – einfach in einem neuen ästhetischen Kleid?

Der Begriff der Urbanität wurde zwar in Planungsprozessen mobilisiert, um die Agglomerationsräume Schlierens zu verdichten und aufzuwerten, aber es stellt sich die Frage, ob in Schlieren nicht etwas anderes, etwas Spezifisches und Eigenes geschaffen wird, für das die Begriffe und Wahrnehmungsgewohnheiten noch fehlen. Ist in Schlieren überhaupt Urbanität im klassischen Sinn möglich oder notwendig? Sind nicht andere Begriffe, Konzepte und Ästhetiken gefordert, um in den heutigen metropolitanen Stadtlandschaften vielfältige Lebensräume und soziale Beziehungen zu schaffen? Wie solche spezifischen Sub-Urbanitäten wie in Schlieren aussehen werden, ist Gegenstand von Forschung und Praxis. Wie die Workshops gezeigt haben, muss eine planerische, architektonische aber auch soziale und kulturelle Sensibilität für die konkreten Agglomerationsräume gefunden werden, die *qualitativ und explorativ* statt *funktional und abstrakt* vorgeht. Die transdisziplinäre, ästhetische Erforschung und Reflexion von Agglomerationsdiskursen und planerischer Praxis kann dazu einen wichtigen Beitrag leisten.

Bibliographie

- Angélil, M.; Luder, C.; Martin, M.; Schurk, H. (2005): Schlieren/ZH. Dynamische Instrumente für die Periferie. Zürich: ETH Zürich.
- Architektengruppe Krokodil (2012): Glatt! Manifest für eine Stadt im Werden. Zürich: Park Books.
- Campi, M.; Bucher, F.; Zardini, M. (2001): Annähernd perfekte Peripherie. Glattalstadt/Greater Zurich Area. Basel/Bosten/Berlin: Birkhäuser.
- Diener, R.; Herzog, J.; Meili, M.; de Meuron, P.; Schmid, C. (2005): Die Schweiz – ein städtebauliches Porträt. Basel/Bosten/Berlin: Birkhäuser.
- Eisinger, A. (2004): Städte bauen. Städtebau und Stadtentwicklung in der Schweiz 1940 – 1970. Zürich: gta Verlag.
- Foucault, M. (1986): Vom Gebrauch der Lüste. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Garfinkel, H. (1967): Studies of the routine grounds of everyday activities. Cambridge/Oxford: Polity Press/Blackwell.
- Hauser, S.; Kamleithner, C. (2006): Ästhetik der Agglomeration. Wuppertal: Müller + Busmann.
- Huber, W. (2012): Schlieren, eine Agglomerationsgemeinde im Mittelland. In Görlich, U.; Wandeler, M. (Hrsg.): Auf Gemeindegebiet. Schlieren – Oberengadin. Fotografien zum räumlichen Wandel im Mittelland und in den Alpen seit 1945. Zürich: Schediegger & Spiess, 7-8.
- Koch, M.; Schröder, M.; Schumacher, M.; Schubarth, C. (2004): Zürich/Limmattalstadt: Schattenstadt. Urbanistische Erkundungen im Limmattal. In Eisinger, A.; Schneider, M. (Hrsg.): Stadt-Land Schweiz: Untersuchungen und Fallstudien zur räumlichen Entwicklung in der Schweiz. Basel/Bosten/Berlin: Birkhäuser, 261-296.
- Koll-Schretzenmayr, M. (2008): Gelungen – Misslungen? Die Geschichte der Raumplanung Schweiz. Zürich: Verlag NZZ.
- Kurz, D. (2008): Disziplinierung der Stadt. Moderner Städtebau in Zürich 1900 – 1940. Zürich: gta Verlag.
- Lampugnani, V.M.; Noll, M.; Barman-Krämer, G.; Brandl, A.; Unruh, P. (2007): Handbuch zum Stadtrand. Gestaltungsstrategien für den suburbanen Raum. Basel/Bosten/Berlin: Birkhäuser.
- Leuthold, H. (2005): Schlieren: Ein Quartier an der Limmatt. In Metron Themenheft, 21, 10-11.
- Meili, A. (1933): Allgemeines über die Landesplanung. In Die Autostrasse, 2 (2), 17-21.
- Oswald, F.; Baccini, P. (1998): Netzstadt. Transdisziplinäre Methoden zum Umbau urbaner Systeme. Zürich: vdf.

- Signer, D.; Pol, A. (2006): Grüezi – Seltsames aus dem Heidiland. Zürich: Kontrast.
- Rabinow, P. (1989). The French Modern. Norms and Forms of Social Environment. Cambridge, MA/London: MIT Press.
- Schmid, C. (2012): Bilder der Urbanisierung der Schweiz. In Görlich, U.; Wandeler, M. (Hrsg.): Auf Gemeindegebiet. Schlieren – Oberengadin. Fotografien zum räumlichen Wandel im Mittelland und in den Alpen seit 1945, Zürich: Scheidegger & Spiess, 143-153.
- Sieverts, T. (1997): Zwischenstadt – zwischen Ort und Welt, Raum und Zeit, Stadt und Land. Braunschweig: Vieweg.
- Söderström, O. (2004): Paper Cities. Visual Thinking in Urban Planning. In Ecumene, 3(3), 249-281.
- Stadt Schlieren (2005): Stadtentwicklungskonzept Schlieren. Bereinigter Bericht November 2005.
- Vincenzotti, V. (2011): Der ‚Zwischenstadt‘-Diskurs. Eine Analyse zwischen Wildnis, Kulturlandschaft und Stadt. Bielefeld: transcript.
- Welsch, W. (2003): Ästhetisches Denken. Stuttgart: Reclam.

Rohit Jain hat Soziologie und Ethnologie an der Universität Bern studiert. Zurzeit arbeitet er als Doktorand am Ethnologischen Seminar Zürich. Er war wissenschaftlichen Mitarbeiter am Forschungsprojekt der ZHdK und der UdK zum Thema „Visuelle und auditive Wahrnehmungsdispositive. Zur Erweiterung der Evaluationsmethodik von Stadtentwicklung in der Agglomeration am Beispiel von Schlieren.“